

Einheimisch gekleidet – und dennoch Sklavin

Ortolf HARL, Wien

<https://www.doi.org/10.17234/9789533790343.16>

Die Studie beruht auf einer gezielten Abfrage in lupa.at, der einzigen archäologischen Datenbank im Internet, in der man Bildmotiv und Inschrifttext gemeinsam abfragen kann: Verknüpft man im Feld „Inschrifttext, Typ“ den Wortstamm serv (um alle Genus- und Kasusformen von servus/serva zu erhalten) mit Einheimische Frau im Feld „Titel, Objekt, Ikonographie“, so erhält man sechs Sklavinnen in einheimischer Tracht. Damit erweist sich die verbreitete Vorstellung, dass freie Frauen und Sklavinnen an ihrer Kleidung zu unterscheiden wären, als fragwürdig. Dabei zeigt sich, dass wir durch Jahrzehnte hindurch soziale Trennlinien, die im Nationalsozialismus bzw. unter dem Einfluss kommunistischer Ideologie entstanden sind, in die Antike zurückprojiziert haben, ohne es zu bemerken.

Betrachtet man die Familiengrabbezirke als Einheit, so bieten die darin aufgestellten Denkmäler ein anderes Bild der provinzialrömischen Gesellschaft: Um den Inhaber des Grabbezirks, der als patronus das Primärmonument errichtete/erhielt, scharten sich die gezeugten und adoptierten, sowie die als Freigelassene und Sklaven lebenden Mitglieder seiner familia, die Sekundärgrabmäler errichteten/erhielten. Neben der Selbstdarstellung stand bei diesen das Bedürfnis im Vordergrund, ihre Zugehörigkeit zur familia auszudrücken. Da ein Grabmal der individuellen Selbstverewigung diente, blieb es den Mitgliedern der familia überlassen, ob sie ihren rechtlichen Status angeben wollten oder nicht. Offensichtlich war ihnen dieser weniger wichtig als einer modernen Forschung, die allzusehr auf das Formale blickt.

Schlüsselwörter: *ubi erat lupa, Datenbank, Sklave/Sklavin, einheimische Tracht, Grabbezirk, Grabmal, Grabaltar, Stele, Familienstruktur*

Jedesmal, wenn sich meine Wege mit denen der Jubilarin kreuzten, hat sie sich lobend, ja enthusiastisch über lupa.at geäußert. Aus Dankbarkeit für diese im Wissenschaftsbereich eher ungewohnte Art der Anerkennung komme ich gerne der Einladung nach, zu ihren Ehren einen Beitrag zu verfassen. Daher macht es mir besondere Freude, der Jubilarin ein Thema darzubringen, das eines der vordringlichsten Ziele von lupa.at verfolgt, nämlich eine Brücke zu schlagen zwischen der auseinanderdriftenden Bild- und Inschriftforschung. Grundlage ist die funktionelle Beschlagwortung der Datenbank mit ihren 31.000 Datensätzen, die von meiner Frau Friederike so intensiv gepflegt werden, dass man die Informationen aus den Bilddarstellungen mit jenen aus den Inschriften verknüpfen kann und, wie nun gezeigt werden soll, zu einem mitunter verblüffenden Ergebnis gelangt.

Sklavinnen in einheimischer Tracht

Zurückkehrend zu einem Thema, das mich seit mehr als einem Vierteljahrhundert immer wieder in seinen Bann zieht,¹ wollte ich wissen, ob sogenannte einheimische Frauen Sklaven besessen haben. Hier

¹ Harl 1993: 7–37. Angeregt zu dieser „Nachschau“ wurde ich von dem brillanten Vortrag, den Andrea Binsfeld (Universität Luxemburg) am 21. Jänner 2019 in Wien über „Lebenswirklichkeiten von Sklaven in der antiken Welt“ gehalten hat.

spielt die gesamtheitliche Betrachtungsweise von *lupa.at*, wie wir es nennen (Harl 2016), insoferne ihre vollen Vorzüge aus, als sie im Internet die einzige Datenbank ist, in der man nach einem Inschrifttext und einem Bildmotiv gekoppelt suchen kann. Ich gab daher im Feld „Inschrifttext, Typ“ den Wortstamm *serv* ein, um alle Genus- und Kasusformen von *servus/serva* zu erhalten, und im Feld „Titel, Objekt, Ikonographie“ *Einheimische Frau*. Das Ergebnis war das genaue Gegenteil von dem, was ich gesucht hatte: Ich erhielt nicht eine einzige einheimische Frau, die sich einen Sklaven leisten konnte, sondern musste zur Kenntnis nehmen, was einheimisch gekleidete Frauen *auch* sein konnten – nämlich Sklavinnen.² Meine Überraschung war deshalb so groß, weil ich als Opfer eines ideologischen Konstrukts eine falsche Vorstellung vom Sozialstatus derer hatte, die uns auf vielen Reliefs und in einigen Statuen als „einheimische Frauen“ entgegnetreten. Mehr dazu im Exkurs am Ende dieser Studie.

Die Ergebnisse der Abfrage finden sich in der folgenden Tabelle:

Lupa ID + Abb.	Fundort	Monumente (nach Typ gereiht)	Beschreibung	Inschrift
425 Abb. 1 + 2	Wiener Neustadt	Grabstele für den Sklaven Cassus und seine freigelassene Gattin Strubilo, errichtet von den Kindern Anlass: Tod der Mutter im Alter von 60 Jahren. Der 100jährige, zuvor verstorbene Vater wurde dazu geschrieben.	Einheimische Frau mit Haube. Bartloser Mann.	Cassus Musa(e) ser(vus) annor(um) C Strubilo Scalleo(nis) lib(erta) uxor ann(orum) LX h(ic) s(ita) e(st) fill(i) pos<u=l>erunt
4140	Radece / SLO	Grabstele für den Sklaven Acutus, eine Verecunda und seine Kinder Superus und Domestica	Einheimische Frau mit Haube und Fibeln. Bärtiger Mann	Acutus C(..) S(..) s(ervus) v(ivus) f(ecit) sibi et Verecundae ann(orum) [–] f(ilio) Super(o) an(norum) IX et Domestica f(ilia)
8816 Abb. 3 und 4	Donji Cehi / HR	Grabstele für das Sklavenehepaar Valens und Melania und ihre Kinder Anlass: Tod der Tochter Valentina im Alter von 20 und des Donicus im Alter von 2 Jahren.	Links einheimisch gekleidete Mutter mit Haube, Untergewand, Umhang, Arm- und Halsreif, an der rechten Schulter Fibel. In der Mitte einheimisch gekleidete Tochter mit Halsreif, Lunula und Scheibenfibel, die unter der Brust den Umhang zusammenhält. Bärtiger Mann mit Ärmeltunika und Mantel mit Scheibenfibel, in den Händen eine Peitsche. Knabe.	D(is) M(anibus). Valens et Melania Caeserni Aviti servi sibi et Valentinae an(norum) XX et Donico an(norum) II filiis karissim[is]
29941	Kolovrat / SRB	Grabstele für den Sklaven Narens, errichtet von seiner Lebensgefährtin Amaca (?)	Frau mit Schleier, in der Rechten Krater. Mann.	D(is) M(anibus). Narens v(ixit) a(nnos) XXXVIII Amac(a)e Ael(iae) Pantoni(s) ser(va) v(iva) s(ibi) aet(!) conp(ari) p(osuit)
15967	Pontebba / I	Grabaltar des Sklavenehepaares Onesimus, eines Kanzleibeamten der illyrischen Finanzverwaltung und seiner Frau Severilla Anlass: Tod der Gattin (<i>uxor</i> !) im Alter von 30 Jahren	Auf der linken Nebenseite Dienerin mit Mappa auf der linken Schulter und Spiegel in der linken Hand. Auf der rechten Nebenseite Librarius in kurzer Tunika mit offener Rolle.	D(is) M(anibus). Onesimus ser(vus) vil(icus) vectigal(is) Illyr(ici) Severillae uxori pientissim(a)e ann(orum) XXX et sibi vi[ivus] fec(it)
1229 Abb. 5	Seit dem 16. Jh. in Graz belegt, wahrscheinlich aus Flavia Solva	Grabplatte für das Sklavenehepaar Candidus und Surilla Anlass: Ehefrau Surilla im Alter zwischen 21 und 30 Jahren	Einheimische Frau mit Haube und Umhang, in der Rechten ein Apfel. Bärtiger Mann mit Ärmeltunika, Mantel und Halstuch. In der Linken Rolle, die Rechte im sog. Schwurgestus.	Candidus Q(uinti) Morsi Potentis Titiani ser(vus) sibi et Surillae ae con(iugi) opt(imae) an(norum) XX[-] def(unctae)

² Folgende Suchvarianten erbrachten folgende Ergebnisse: *serv+sagum* = 1, *serv+Haube* = 4, *serv+volumen* = 3, die sich gegenseitig überschneiden bzw. ergänzen. Insgesamt wurde auf sieben Datensätze zugegriffen, da sich aber zwei Abfragen überschneiden, bleiben sechs Steindenkmäler übrig.

Die aufgelisteten Beispiele belegen, dass einheimische Frauentracht auch von Sklavinnen getragen werden konnte: Einheimische Frauentracht, und hier vor allem die Existenz einer Haube, ist also kein Kriterium für den sozialen Status seiner Trägerin. Das ist, soweit ich sehe, ein bisher unbeachtet gebliebener Aspekt, auf den selbst Ursula Rothe in ihrer grundlegenden Studie nicht eingegangen ist.³ Dabei stellt sich die Frage schon auf den Seitenwangen der Grabaltäre bzw. den Sockelbildchen von Grabstelen, wo Dienerinnen die charakteristischen Langgewänder mit unten vorschauendem Unterkleid und beschlagenen Gürteln tragen. Meist sind sie barhäuptig und geben sich damit als unverheiratet zu erkennen.⁴ Wenn ihre männlichen Pendants Tätigkeiten ausüben, die für Diener = Sklaven charakteristisch sind, so liegt es nahe, auch die Mädchen als Sklavinnen zu betrachten. „Einheimische Tracht“ meint also unrömische Frauenkleidung, die von Frauen aller sozialer Schichten, von Sklavinnen, Peregrinen, Freigelassenen und Ehefrauen römischer Bürger getragen werden konnte. Bei den Frauen gab es eben nicht so strenge Regeln wie bei den Männern: Ein Sklave in Toga ? Undenkbar !

Was bedeutet servus/serva ?

Aus der Antike ist kein direkter oder indirekter Hinweis überkommen, wie sich die Verstorbenen auf ihren Grabdenkmälern darzustellen haben. Das ist auch verständlich, gab es doch kaum etwas Privateres als die individuelle Selbstverewigung auf dem Grabmal. Was neben der Selbstdarstellung am Grab zum Ausdruck gebracht werden sollte, sind neben Lebensalter und Funktionen vor allem familieninterne Beziehungen und Bezeichnungen. Wie vielfältig die Möglichkeiten dazu gewesen sind, können wir 2000 Jahre danach kaum nachvollziehen, weil von dem einst Vorhandenen nur ein Bruchteil erhalten blieb, der zudem noch seinen Kontext eingebüßt hat. Klar aber ist, dass ein Grabmal kein offizielles Monument war, mit dem ein Verstorbener seinen sozialen Status zu beurkunden hatte, sondern Bestandteil eines Grabbezirks, der sowohl in seiner Gesamtheit als auch mit seinen Einzelmonumenten für den vorbeikommenden Betrachter konzipiert war. Ganz offensichtlich hing es von der innerfamiliären Situation ab, ob und wieweit die einzelnen Mitglieder der *familia* ihre Stellung kundtaten. Vor allem bei Friedhöfen, die abseits der Durchzugsrouten lagen, kannte Jeder Jeden und dort konnte also manches wegbleiben, was im Zentralort eines Municipiums oder gar in der Provinzhauptstadt eine nicht informierte Öffentlichkeit erreichen sollte. Das könnte hinter der Beobachtung von Geza Alföldi stehen, dass *servi* und *liberti* mit griechischen Namen vorwiegend in den norischen Städten begegnen (Alföldi 1974: 129), eben weil es ihnen als Fremden nötiger schien, die Beziehung zur *familia* anzugeben. Alles in allem ist also anzunehmen, dass sich in unserem Gesamtbestand an Inschriften und Reliefs eine ungewisse Zahl an Sklaven verbirgt, die es nicht für nötig hielten, ihren Status zu verkünden.

Wir tun also gut daran, uns bei der Analyse von Begriffen wie *servus/serva* etc. von modernen sozialbürokratischen Vorstellungen zu befreien und jene ausschließlich negative Konnotation zu hinterfragen, die sich durch die Auseinandersetzung mit dem Marxismus-Leninismus in unserem Denken eingenistet hat.⁵ Gerade aus den hier besprochenen Beispielen lese ich einen Stolz auf die Zugehörigkeit zur *familia* eines *patronus* heraus und nicht die Bitterkeit eines unterdrückten und ausgebeuteten Individuums. Wenn man sieht, dass der 100jährige Cassus ein Sklave und seine 60jährige *uxor* (!) Strubilo

³ Rothe 2012: 137–231. *The very complexity of especially the native women's dress shows that there was no such thing as a ›Norican-Pannonian national costume, only a myriad of local styles, ebda. 222.*

⁴ Als seltenes Gegenbeispiel sei die auf der Innenseite eines Grabbaus aus Bölske / HU dargestellte „Dienerin“ erwähnt, lupa.at/818. In einheimischem Gewand, mit Haube und riesigen Fibeln serviert sie auf einer verzierten Schüssel einen Schweinskopf. Lässt man transzendente, d.h. nicht nachprüfbar Vorstellungen beiseite und sucht man einen Realitätsbezug, dann trägt sie dem verstorbenen *patronus* ein Festessen auf, das durch eine auf der Außenseite dargestellte Tänzerin verschönt wird. Ich habe kein Problem damit, diese „Dienerin“ als Sklavin zu bezeichnen, die für das Festessen ihr Festkleid angezogen hat.

⁵ Wenn es im zivilen Bereich jedem Einzelnen überlassen war, ob er auf dem Grabstein seinen Sozialstatus angab oder nicht, dann wird es im militärischen kaum anders gewesen sein. So vermute ich schon seit längerem, dass in Noricum viele der auf Grabreliefs dargestellten Sagumträger, die sich in den Inschriften als Zivilisten ausgeben, aus dem Militärdienst in Ehren entlassene Soldaten waren. Sie hatten kein Bedürfnis oder keinen Anlass, ihren Militärberuf zu erwähnen, entweder weil sie nach ihrer Entlassung in der limesfernen Zivilgesellschaft eine angesehene Position errungen haben oder weil nach ihrem Tod der Grabstein von Hinterbliebenen gesetzt worden ist. Dazu Harl 2003.



Abb. 1. Grabstele für den Sklaven Cassus und seine freigelassene Gattin Strubilo. FO Wiener Neustadt / A. (lupa.at/425).



Abb. 2. Ausschnitt aus Abb. 1. Porträt des 100jährigen Sklaven Cassus mit doppelter Stirnfalte (links) und Porträt seiner 60jährigen Ehefrau, der Freigelassenen Strubilo mit einfacher Stirnfalte (rechts).

eine Freigelassene waren (Abb. 1 und 2),⁶ dann stimmt man Geza Alföldi in der Ansicht gerne zu, dass ... *the social barriers between free and unfree were loose ... and slavery had a family character.*⁷

Von servi/servae verwendete Grabmaltypen

Die kleine Gruppe besteht aus fünf Grabstelen (Abb. 1–4), einem Grabaltar und einer Grabplatte (Abb. 5). Der Begriff Grabplatte ist eine Verlegenheitsbezeichnung, weil nicht klar ist, wie derlei relativ dünne, annähernd quadratische Platten mit einem Reliefbild oben und einem Inschriftfeld unten verwendet waren. In Bezug auf die Gestaltung und das Fehlen von Klammer- und Dübellöchern ist ihr die Grabplatte des Nammonius Mussa aus Kalsdorf südlich von Graz nah verwandt. Weil jede Art von Befestigungsspuren fehlt, denke ich, dass beide in eine Mauer eingesetzt gewesen waren (Harl 2016: 56f).

In der Studie zum Nammonius Mussa habe ich die Grabmäler nach ihrer sozialen Wertigkeit gegliedert, nämlich in Primär- und Sekundärgrabmäler. Was damit gemeint ist, sieht man sehr gut in Aquileia, und zwar in dem an der (modernen) via Annia liegenden Friedhof, dem *sepolcreto*, der seit kurzem in renoviertem Glanz erstrahlt.⁸ Leider ist Grabbezirk 5 nur halb ausgegraben und dazu ungünstig zu photographieren.

⁶ Zu den germanischen Namen von Cassus und Strubilo Nedoma 1998: 119–122. Den Hinweis verdanke ich Ingrid Weber-Hiden.

⁷ Absolut lesenswert sind Alföldis Äußerungen über die Sklaverei in Noricum: Alföldi 1974: 128–132. Es muss aber klar sein, dass es sich um jene gehobene Schicht von Sklaven handelt, die sich eine monumentale Verewigung leisten konnte, und nicht zu den Heeren der wirklich Ausgebeuteten gehörten, die in Bergwerken und Steinbrüchen, auf Schiffen und Latifundien etc. ein qualvolles Schicksal zu erdulden hatten. Daher die lapidare Feststellung: ...*in the municipia ... (about) the plebs oppidana ... we lack information* Alföldi 1974: 127.

⁸ Im August 2018 genoss ich den Vorzug, mit Maurizio Buora die wissenschaftliche und restauratorische Problematik des *sepolcreto* diskutieren zu dürfen. Im Schwung des Augustusjahres nach 1938 ausgegraben und restauriert, aber kaum dokumentiert, wurde er nach einer Nachgrabung durch die Fondazione Aquileia unter ihrem jungen Direktor Cristiano Tiussi und einem *restauro del restauro* vor kurzem als zeitgemäßes Freilichtmuseum der Öffentlichkeit übergeben. Wichtige Erkenntnis war u.a., dass das Bestattungsniveau während der ganzen Antike praktisch unverändert geblieben war.



Abb. 3. Sklavenfamilie mit zwei Kindern. Beide Frauen tragen einheimische Tracht und reichen Schmuck, der Mann eine Peitsche. FO Donji Cehi / HR (Iupa.at/8816).

Aber immerhin erkennt man auf Abb. 6, dass in der Mitte knapp hinter der Frontmauer des Grabbezirks ein monolithischer Sockel liegt,⁹ auf dem sich, wohl *in situ*, ein monumentales, wohl mit Marmor umkleidetes Grabmal, wahrscheinlich eine Ädikula, erhob. Flankiert wird es von zwei Grabaltären, die sich, auch ohne Inschrift deutlich sichtbar, der Grabädikula unterordnen. Dieser Familiengrabbezirk bildet also die soziale Struktur innerhalb der Familie ab, an deren Spitze der *pater familias* bzw. *patronus*¹⁰



Abb. 4. Ausschnitt aus Abb. 3. Ohne Kenntnis der Inschrift würde man die dargestellten Personen nicht für Sklaven, sondern für peregrine Einheimische halten.



Abb. 5. Grabplatte des Sklavenehepaars Candidus und Surilla. Einheimisch gekleidete Frau mit Apfel Ehemann mit Schriftrolle, die Rechte im sog. Schwurgestus. FO wohl Flavia Solva (Iupa.at/1229).

⁹ Monolithen Sockeln dieser Art und Größe begegnet man in Aquileia an einigen Stellen, mehrere von ihnen liegen in einem improvisierten Lapidarium südlich des Borgo Felice. Die sich über solchen Sockeln erhebenden Bauwerke sind aus Platten und (Eck-)blöcken zusammengefügt, deren Einzelteile durch Metallklammern zusammengehalten wurden. Metallraub, der bereits in der Spätantike einsetzt (wenn nicht von Fall zu Fall sogar schon früher), hat den schnellen Untergang gerade dieser qualität- und kunstvollen Bautypen herbeigeführt: Waren einmal die Verklammerungen herausgebrochen, zerfiel das Bauwerk relativ schnell und seine meist aus Marmor bestehenden Teile wurden leichte Beute der Kalkbrenner.

¹⁰ *pat(e)r-on-us* ist semantisch nichts anderes als die Steigerung von *pater* mit der Bedeutung „großer Vater“ und daher praktisch ein Synonym für *pater familias*.



Abb. 6. Aquileia, sepolcreto an der (modernen) via Annia, Grabbezirk 5. In der Mitte der monolithe Sockel des einst mit Platten verkleideten Primärgrabmals, auf beiden Seiten je ein Grabaltar als Sekundärgrabmal.

stand. Zu seiner Seite und als nächste unter ihm standen die Eigentümer der Grabaltäre, wohl Freigelassene.

Wie eine Familienstruktur aussah, lässt sich am Friedhof von Au am Leithaberge / BH Bruck an der Leitha, NÖ rekonstruieren, der zum Gutshof des T. Flavius Cobromarus gehört hat und mit seinen dreiundzwanzig, zum Teil leider nur in Fragmenten erhaltenen Grabmälern eine wichtige Informationsquelle darstellt.¹¹ Dort haben folgende Personen ihre Beziehung zum Oberhaupt der *familia* angegeben, und zwar auf jeweils einem eigenen Grabstein: T. Fl. Cobromarus als *filius* (lupa.at/1854), Uxavillus als *libertus* (lupa.at/34) und Flavis als *servus* (lupa.at/1852). Dass ein städtischer Familiengrabbezirk sogar weit dichter belegt sein konnte, wurde im schon erwähnten sepolcreto von Aquileia sichtbar: In seinen 4 ½ Grabbezirken (Abb. 7) wurden jüngst bei Nachgrabungen nicht weniger als 87 zum Teil noch vollständige Brand- und Körpergräber entdeckt. Diese sind zu 15 Gräbern hinzuzurechnen, die Luisa Bertacchi 1988 ausgegraben



Abb. 7. Aquileia, Blick über den sepolcreto an der (modernen) via Annia. Im Vordergrund Grabbezirk 1 mit Primärgrabmal und einigen, auf verschiedenen Höhen positionierten Sekundärgrabmälern, bei denen versucht wurde, die einstige Höhenlage möglichst originalgetreu wiederzugeben. Die Ausgrabungsbefunde lassen annehmen, dass sich in jedem Grabbezirk weit über 20 sekundäre Grabstellen befanden.

¹¹ In dem von O. Menghin und A. Seracsin zwischen 1912 und 1914 freigelegten Friedhof von Au am Leithaberge wurden aus spätantiken Steinkistengräbern nicht weniger als zwanzig mittelkaiserzeitliche Grabsteine bzw. deren Fragmente gehoben, Schober 1914: Bbl. Sp. 205 ff. Die Steindenkmäler sind unschwer in lupa.at aufzurufen, man braucht nur in „Inscriptext, Typ“ den Wortstamm *cobromar* und in „Fundort“ *Au am Leithaberge* einzugeben.

hat, zu denen noch die unbekannte Zahl von Gräbern hinzukommt, die nach 1938 Giovanni Brusin freigelegt hatte.¹² Damit gelangt man zu einer Gesamtzahl an Bestatteten, die weit über einhundert gelegen haben muss, was für jeden Grabbezirk eine durchschnittliche Belegung von weit über 20 Grabstellen ergibt, von denen die meisten ein eigenes Grabmonument gehabt haben dürften.

Man kann sich also das Gewimmel von Sekundärgrabmälern nicht vielfältig genug vorstellen. Ein prägnantes Beispiel ist der Grabbezirk 1 des *sepolcreto* (Abb. 7 vorne). In seiner Mitte steht ein Grabaltar auf hohem Sockel, damit er die Umfassungsmauer überragt, und einige Monumente sind auf niedrigerem Niveau über die Fläche verstreut, aber auch auf die Ecken der Umfassungsmauer gesetzt. Man liegt wohl richtig, wenn man sich zu diesen noch mindestens 20 Sekundärgrabmäler hinzudenkt, von denen einige auch aus Holz gewesen sein könnten. Errichtet wurden diese von den echten Familienmitgliedern, von Freigelassenen – Handwerkern, Schreibern, Verwaltern, Notaren usw. – bis zu Sklaven. Im gemeinsamen Grabbezirk fanden sie alle die letzte Ruhe, geschart um das Primärgrabmal des *pater familias*, dessen führende Stellung durch Inschrift und Bildprogramm verewigt war. Die Unterscheidung zwischen Primär- und Sekundärgrabmal ist also ein wichtiges Instrument, um die soziale Schichtung innerhalb von Grabbezirken zu erkennen.

Die Formen der Sekundärgrabmäler können von schlichten Tituli bis zu kunstvollen Grabstelen und wuchtigen Grabaltären reichen. In unserem Fall sind es fünf Grabstelen in unterschiedlicher Gestaltung und handwerklicher Ausführung (Abb. 1–4) und dazu die Grabplatte aus Graz (Abb. 5) und der Grabaltar aus Pontebba (lupa.at/15967). Für den Grabaltar möchte ich auf den Grabbezirk 5 des *sepolcreto* verweisen (Abb. 6), den ich als Beispiel für die Scheidung nach Primär- und Sekundärgrabmal verwendet habe. Unbekannt ist leider der Status derer, die die beiden neben der Grabädikula stehenden Grabaltäre errichtet haben, doch zeigt das Monument von Pontebba, dass ein Grabaltar nicht nur von einem Sklavenehepaar errichtet werden konnte, sondern dass dieses auch Dienstpersonal besaß, der Ehemann einen Schreiber mit *volumen* und seine Frau eine Dienerin mit *mappa* und Spiegel. Durch ihn verstehen wir auch andere Grabaltäre besser, wie z.B. jenen des Sklaven Placidus aus Feldkirchen, Lkr. Berchtesgaden / D (lupa.at/1120), mit einem Gorgoneion auf dem bekrönenden Pyramidenstumpf und dem Schwan auf beiden Nebenseiten.

Auch die Grabplatte aus Graz (Abb. 5) ist als Sekundärgrabmal einzustufen und dürfte in einem Mauerverband eingelassen gewesen sein. Die beiden Eheleute waren zwar Sklaven, standen aber in der *familia* des unbekanntes *patronus* wohl nicht auf der untersten Sozialstufe, weil sie sich mit ihren Brustbildern verewigen durften. Das Denkmal ist bemerkenswert, weil es der Sklave Candidus für sich und seine vorzeitig gestorbene Frau sozusagen in Eigeninitiative *sibi* errichtete und weil Candidus in seiner Linken eine Rolle hält, auf die er den Zeigefinger seiner Rechten legt. Dieses Bildmotiv ist von vielen Grabmälern bekannt und wird gerne als Hinweis auf die Erlangung des Bürgerrechts gelesen. Auch wenn das zutreffen sollte, ist es auch hier nicht angebracht, zu enge Beurteilungskriterien anzulegen. Man denke nur an die vielen unverheiratet gestorbenen Töchter, die auf Grabsteinen *mit* Haube, d.h. als Ehefrau dargestellt sind, oder an die verstorbenen Knaben in militärischer Ausrüstung, dann wird klar, dass vielfach nicht der erreichte Status, sondern das angestrebte Lebensziel abgebildet ist.¹³ Neben der Altersangabe soll auch damit ausgedrückt werden, dass der Tod vor der Zeit zugeschlagen hat. Maßgeschneidert passt hierher, dass Geza Alföldi in norischen Grabinschriften einen signifikanten Altersunterschied zwischen *servi* und *liberti* festgestellt hat, den er damit erklärt, dass Sklaven im Allgemeinen rund um ihr dreißigstes Lebensjahr freigelassen wurden (Alföldi 1974: 131), was nicht automatisch das Ausscheiden aus dem Familienverband bedeutete. War also dem Sklaven Candidus die Freilassung gar schon in Aussicht gestellt? Das Bild würde nicht widersprechen.

Der Denkmaltypus „Grabplatte“, der hier durch das für Candidus und Surilla errichtete Monument aus Graz vertreten ist, begegnet innerhalb des Territoriums von Flavia Solva auch als Grabmonument für den Edelmetallschmied Nammonius Mussa (Kalsdorf bei Graz (Harl 2016)). Von der Gestaltung seiner Frontseite her ist er mit einem nicht definierbaren Typus verwandt, den G. Kremer „Schaftblock“ nennt und der z. B. für einen Soldaten der *legio II Italica* (Stallhofen, Stmk) Verwendung fand.¹⁴ Offensichtlich konnte ein-und-

¹² Pressemitteilung vom 27. August 2016, deren Kenntnis ich Monika Verzár verdanke.

¹³ Nimmt man die Bilder ernst, und das versuche ich, dann muss man mit Fällen rechnen, in denen Mädchen schon für die Ehe versprochen oder Knaben schon für eine Truppe registriert waren, aber vor der Zeit gestorben sind.

¹⁴ lupa.at/1623. Nach E. Weber-Hiden ist statt der 10. die 2. Legion zu lesen (noch unpubliziert).

derselbe Denkmaltyp für einen Sklaven, einen Freigelassenen und einen Soldaten verwendet werden. Das zeigt, wie schwierig es ist, vom Denkmaltyp auf den sozialen Status eines Verstorbenen zu schließen.

Das gilt, wie man nun sieht, erst recht für die Grabstelen, wo die Unterscheidung zwischen Primär- und Sekundärgrabmal schwierig, bisweilen sogar unmöglich ist. Wichtigste Kriterien sind die Aussage der Inschrift und, die Größe des Monuments. Die Spannweite reicht vom sog. Pranger von Pettau, einer knapp 5 Meter hohen, monolithen Marmorstele, die für einen Dekurio von Poetovio mit dem Vornamen Marcus errichtet worden und natürlich ein Primärgrabmal war (lupa.at/3601), bis zu der für die Sklaven Cassus und Strubilo errichteten Sandsteinstele, die klarerweise ein Sekundärgrabmal war, das im Gebiet von Wiener Neustadt im Grabbezirk ihres *patronus* stand.

Fazit: Antike Denkmäler mögen immanente Regeln haben. Ihnen aber durch zu enges Typologisieren oder durch zu strengen Formalismus einen formularhaften Charakter zu unterstellen, wird ihrer Aussage nicht gerecht. Das nimmt man vor allem dann wahr, wenn man Bild und Inschrift gemeinsam betrachtet - oder besser gesagt: gemeinsam liest. Damit bin ich zur eingangs erwähnten ganzheitlichen Sichtweise von lupa.at zurückgekehrt.

Exkurs: Die Begriffe Einheimische Tracht und Bodenständige Tradition aus zeitgeschichtlicher Perspektive

Durch die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit der damals in Österreich führenden Archäologen und Althistoriker kam das Ausmaß zutage, in dem die provinzialrömische Forschung von NS-Gedankengut geprägt war. Nach dem Urgeschichtler Oswald Menghin¹⁵ war der einflussreichste von ihnen Arnold Schober.¹⁶ Dieser stammte aus Windisch-Landsberg/Podčetrtek (ehem. Untersteiermark, heute Slowenien), wo sein Vater Gutsbesitzer war. Seine Mutter gehörte zu einer wohlhabenden Bürgerfamilie in Celje/Cilli. Unter seine wichtigsten Schriften zählte Schober den Aufsatz „Zur Entstehung und Bedeutung der provinzialrömischen Kunst“ (Schober 1930). Darin konstruiert er eine Entwicklungslinie, die in der Zeit des „norischen Reiches unter einheimischen Herrschern“ beginnt (Schober 1923: 2). Als die Römer eindringen, verfügte die „bodenständige Bevölkerung über eine zwar primitive, aber ausgeprägte Behandlungsweise plastischer Formen“.¹⁷ Unter der römischen Herrschaft konnte diese in den norischen Mädchen- und Frauenbildnissen sowie in einer von einheimischen Kräften getragenen, unklassischen Formgebung weiterleben, weil die „Autochthonen bis tief in die römische Zeit hinein an ihren alten Sitten und Gebräuchen festhielten“. Warum das möglich wurde, erklärt Schober damit, dass die „Kelten als Nordvolk ... ihr nordisches Kunstgut gegen die von Süden andringenden Kunstformen zu verteidigen“ hatten.

Eine „wichtige Komponente dieses Prozesses ... ist die Frage nach den eigentlichen Trägern der spätantiken Kultur im rassistischen Sinne“. Auf Schobers Antwort muss man nicht lange warten: Es ist „der vollständige Sieg des Germanentums“, der, so muss man hinzufügen, den „bodenständigen Kräften“ eine neue Zukunft eröffnete. Aufbauend auf der rassistischen Kontinuität des „bodenständigen Elements“ war damit ein Entwicklungsstrang gezimmert, der den Ansätzen des steirischen Volkskundlers Viktor Ritter von Geramb eine historische Tiefendimension verlieh und sie praktisch nahtlos bis in das Königreich Norikum zurück verlängerte. So entstand im Nationalitätenkampf der späten Habsburgermonarchie ein griffiges Konstrukt, das sich hervorragend für den Aufbau der NS-Ideologie eignete. Dass die derart verherrlichten Einheimischen vom Germanentum erst „vollständig“ besiegt werden mussten, wurde geflissentlich übersehen.¹⁸

Geramb war der erste, der in Österreich Volkskunde wissenschaftlich betrieb und seit seiner Promotion an der Universität Graz im Jahre 1906 das deutschsprachige Element der Steiermark über die Tracht

¹⁵ Menghin war Unterrichtsminister im sog. Anschlusskabinett von Seyß-Inquart und unterschrieb als solcher das Gesetz zum Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland, Urban 1996: 1–24.

¹⁶ Zu den damals handelnden Personen Wlach 2014.

¹⁷ Die folgenden Zitate beziehen sich auf Schober 1930: 25, 32, 33, 44–48, 51.

¹⁸ Die Verbindung von Arnold Schober zu Viktor Geramb harret noch der Untersuchung.

definierte.¹⁹ Verkürzt würde Gerambs Argumentation etwa lauten: Wer Tracht trägt, ist einheimisch und damit deutschsprachig. 1931 erhielt Geramb an der Universität Graz die erste volkskundliche Professur im gesamten deutschsprachigen Raum. 1935 wurde dann Schober nach Graz berufen und trat dort im Mai 1938 in die NSDAP ein. Nachdem die Achsenmächte Hitler-Deutschland und Mussolini-Italien im April 1941 das Königreich Jugoslawien zerschlagen hatten, wurde die ehemalige Untersteiermark (slow. Štajerska) dem Reichsgau Steiermark unterstellt. Damit bot sich für den Gutsbesitzerssohn Schober als "bodenständig" denkenden Forscher die Gelegenheit, die Steindenkmäler seiner Heimat zu sammeln und bearbeiten. Die Arbeiten wurden in Pettau/Ptuj begonnen und endeten kriegsbedingt im Winter 1944/45. Von 1963 an wurde dieses von Schober und anderen Forschern mit NS-Schlagseite initiierte Projekt unter geänderten Bedingungen als CSIR-Österreich weitergeführt.²⁰

"Einheimisch" und "Einheimische Tracht" sind also Begriffe, die im Nationalitätenkampf der späten Habsburgermonarchie auf deutschnationaler Seite geschaffen wurden, die NS-Welt überlebten und bis auf den heutigen Tag ihre Aufgabe erfüllen. Soll man sie deswegen ändern? Ich meine: Nein. Denn sie haben sich als Termini bewährt und sind semantisch eindeutig. Verloren haben sie ihre lokalpolitische Konnotation und sind geographisch auf jedes Gebiet anwendbar. Da auch Geschehenes einmal zu Geschichte werden darf, würde es genügen, wenn man sich ihres nationalistischen Hintergrundes bewusst bliebe.

Über den Autor

Stadtarchäologe von Wien i.R. Gemeinsam mit Friederike Harl Herausgeber und Betreuer von www.lupa.at

Bibliographie

- Alföldi 1974 G. Alföldi, *Noricum*, London, 1974.
- Geramb 1932–39 V. Geramb, *Steirisches Trachtenbuch*, 2 Bände, Graz, 1932–39 (mit K. Mautner).
- Harl 1993 O. Harl, "Die Stellung der Frau bei den einheimischen Stämmen Nordpannoniens – Eine sozial- und kunstgeschichtliche Studie", *Budapest Régiségei* 30, Budapest, 1993, 7–37.
- Harl 2003 O. Harl, "Die Truppen des Donauheeres als Träger der norisch-pannonischen Kunst – Der Fall Norikum", in: P. Noelke, F. Naumann-Steckner & B. Schneider (Hrsg.), *Romanisation und Resistenz, Akten des 7. Internationalen Kolloquiums zu Problemen des provinzialrömischen Kunstschaflens*, Mainz, 2003, 337–361.
- Harl 2016 O. Harl, "Der Grabstein eines Edelmetallschmieds aus dem Munizipium Flavia Solva – oder: Vom Sinn ganzheitlicher Betrachtung", in: F. Humer, G. Kremer, E. Pollhammer & A. Pülz (Hrsg.), *Akten der 3. Österreichischen Römersteintagung in Carnuntum*, Wien, 2016, 51–58.
- Harl 2020 O. Harl, "Es begann in Pettau: Erna Diez und das Steindenkmälerprojekt des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches,,", in: E. Steigberger (Hg.), *Von den Alpen bis ans Meer*, FS für Bernhard Hebert (Wien 2020) 63–85.
- Nedoma 1998 R. Nedoma, "Vier altgermanische Übernamen: Grindio, swarta, STRUBILO und SCALLEO", in: Ch. A. Tuczay, U. Hirhager & K. Lichtblau (Hrsg.), *Ir sult sprechen willekomen. Grenzenlose Mediävistik. Festschrift für Helmut Birkhan zum 60. Geburtstag*, Bern, 1998, 115–131.
- Rothe 2012 U. Rothe, "Clothing in the Middle Danube provinces – Their garment, their origins and their distribution", *Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes* 81, Wien, 2012, 137–231.

¹⁹ V. Geramb, *Steirisches Trachtenbuch* (zwei Bände, Graz 1932 und 1939).

²⁰ Zu den Wurzeln des CSIR-Österreich siehe jetzt Harl 2020.

Studia honoraria archaeologica

- Schober 1914 A. Schober, "Römischer Friedhof von Au am Leithaberge", *Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes* 17, Wien, 1914, 203–256.
- Schober 1923 A. Schober, *Die römischen Grabsteine von Norikum und Pannonien*, Wien, 1923.
- Schober 1930 A. Schober, "Zur Entstehung und Bedeutung der provinzialrömischen Kunst", *Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes* 26, Wien, 1930, 9–52.
- Urban 1996 O. H. Urban, "Er war der Mann zwischen den Fronten. Oswald Menghin und das Urgeschichtliche Institut der Universität Wien während der Nazizeit", *Archaeologia Austriaca* 80, Wien, 1996, 1–24.
- Wlach 2014 G. Wlach, "Arnold Schober – Leben und Werk", in: E. Trinkl (Hrsg.), *Akten des 14. Österreichischen Archäologentages am Institut für Archäologie der Universität Graz vom 19. bis 21. April 2012*, Wien, 2014, 457–470.

Abbildungsnachweis

© lupa.at: 1, 2, 6, 7

© Archäologisches Museum Zagreb: 3, 4

© Universalmuseum Joanneum, Graz: 5